

Die Mitteilungen informieren über laufende Diskussionen im Institut für Sozialforschung. Sie erscheinen in zwangloser Folge und enthalten *Beiträge* von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern (Aufsätze, Vorträge, Arbeitspapiere, Thesen), *Gastvorträge* am Institut, *Berichte* über Konferenzen und anderes sowie die *Veröffentlichungen*.

Mitteilungen des Instituts für Sozialforschung  
ISSN 0942 - 1378  
Heft 13, September 2002

Institut für Sozialforschung  
Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt am Main  
Redaktion: Sandra Beaufaÿs  
Telefon: 069 - 75 61 83-16  
Telefax: 069 - 74 99 07  
E-Mail-Adresse: ifs@rz.uni-frankfurt.de  
Internet: <http://www.rz.uni-frankfurt.de/ifs>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Instituts unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Copyright 2002 Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main  
Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt  
Printed in Germany

Die „Mitteilungen“ werden regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften (Lennestr. 30, 53113 Bonn) erfasst.

## INHALT

<i>Editorial</i> .....	5
<i>I. Forschungsforum</i>	
Eva Illouz Vermarktung der Leidenschaft. Bedeutungswandel der Liebe im Kapitalismus .....	7
Werner Plumpe Über den Umgang mit der Geschichte der Stadt (Frankfurt am Main) .....	31
<i>II. Beiträge der Tagung</i>	
<i>„Reflexive Soziologie. Das gesellschaftstheoretische Erbe von Pierre Bourdieu“ am 15. März 2002</i>	
Programm der Tagung .....	45
Axel Honneth Vorbemerkung .....	47
Klaus Eder Zur Logik sozialer Kämpfe.....	51
Stephan Voswinkel Symbolisches Kapital, Identität und Moral .....	69

Bernd Schwibs Einige Bemerkungen zum Begriff des Selbstreflexiven und Verwandtem .....	75
Steffani Engler Bourdieu's soziologisches Denken und Verstehen .....	83
Peter Schallberger Das Verstehen sozialen Leids .....	97
Beate Kraus Habitus und soziale Praxis .....	111
<i>III. IfS Forschungsereignisse</i>	
Neue Forschungsprojekte .....	127
Abgeschlossene Forschungsprojekte .....	144
Ankündigung: Adorno-Vorlesungen 2002 .....	150
Buchreihe „Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie“ .....	153
Publikationen .....	156

## Editorial

Die theoretischen Umbrüche, die das Institut für Sozialforschung inzwischen vollzogen hat, sind in kaum etwas anderem besser zu erkennen als in der großen Bedeutung, die das theoretische Werk Pierre Bourdieus für die neue Forschungsperspektive besitzt. Nach seinem unerwarteten Tod am 25. Januar dieses Jahres entstand daher spontan der Plan, in Form einer kleinen Konferenz gemeinsam zu diskutieren, worin das Erbe dieses bedeutenden französischen Soziologen für das Projekt einer kritischen Gesellschaftstheorie in Zukunft bestehen kann; die Texte der Beiträge zu dieser Tagung, an der sich erfreulicherweise eine Reihe von befreundeten Kollegen und Kolleginnen engagiert beteiligt haben, bilden das Zentrum des vorliegenden Heftes der „Mitteilungen“. Darüber hinaus sind wir der bereits bewährten Strategie gefolgt, in unsere Broschüre auch Vorträge und Berichte aufzunehmen, die die Forschungsaktivitäten und theoretischen Orientierungen des Institutes spiegeln: eröffnet wird dieses Heft mit dem Text eines Vortrags, in dem die Soziologin Eva Illouz von der Hebrew University in Jerusalem die empirischen Ergebnisse ihrer faszinierenden Untersuchung über die wachsende Kommerzialisierung von Liebesbeziehungen am Institut vorgestellt hat (Eva Illouz, *Consuming the Romantic Utopia. Love and the Cultural Contradictions of Capitalism*, Cambridge, Mass. 1997); das Institut plant, eine Übersetzung dieses Buches in seine neue Veröffentlichungsreihe „Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie“ im Campus Verlag aufzunehmen. Schließlich findet sich in dem vorliegenden Heft ein Vortrag des Wirtschaftshistorikers Werner Plumpe, neues Mitglied des Kollegiums des Instituts, in dem die robuste Ignoranz der Stadt Frankfurt gegenüber ihrer eigenen städtebaulichen Vergangenheit perspektivenreich kolportiert wird.

Am Ende des Heftes geben wir einen Überblick über laufende Forschungsprojekte; weitere Informationen zu den Aktivitäten des Instituts finden sich auf den neuen Internetseiten unter [www.ifs.uni-frankfurt.de](http://www.ifs.uni-frankfurt.de).

Axel Honneth

Peter Schallberger

## Das Verstehen sozialen Leids

Zwischen 1997 und 2001 führten wir in der Schweiz zwei Forschungsprojekte durch, die sich – zumindest thematisch – an die von Bourdieu 1993 in Französisch und 1997 in Deutsch vorgelegte Studie *La misère du monde* anlehnten.<sup>1</sup> Um anschließend auf eher methodologische Problemstellungen einzugehen, will ich zuerst die Thematik der beiden Forschungsprojekte kurz darlegen.<sup>2</sup>

In dem Projekt *Die Zukunft im Alltagsdenken* wurde ausgehend von insgesamt achtzig Einzelfallanalysen eine Typologie von alltagsweltlichen Zukunftsvorstellungen erstellt. Bei der Durchführung der Fallstudien sowie bei der Typenbildung orientierten wir uns am sequenzanalytischen Verfahren der objektiven Hermeneutik.<sup>3</sup> Es ging uns dabei zum einen um eine Analyse der inneren Strukturiertheit alltagsweltlicher Zukunftsvorstellungen – und dies sowohl hinsichtlich von Denkinhalten als auch hinsichtlich von Denkstilen. Zum anderen zielte die Analysearbeit auf ein Verstehen der sozialen Genese alltagsweltlicher Zukunftsvorstellungen. Entsprechend der Intention

- 1 Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997.
- 2 Die beiden Forschungsprojekte standen unter der Leitung von Prof. Claudia Honegger (Universität Bern). Aus ihnen ist unter anderem je eine größere Buchpublikation hervorgegangen: Claudia Honegger, Marianne Rychner (Hrsg.): Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz, Zürich 1998 resp. Claudia Honegger, Caroline Bühler, Peter Schallberger: Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz, Konstanz 2002. Die zweitgenannte Studie wurde vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Demain la Suisse“ gefördert.
- 3 Vgl. Ulrich Oevermann: Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie in der klinischen und pädagogischen Praxis, in: Klaus Kraimer (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt am Main 2000.

der Mannheim'schen Wissenssoziologie gingen wir der Frage nach, aus welchen sozialen Konstellationen – also beispielsweise aus welchen sozial-moralischen oder arbeitsweltlichen Milieus – ein je bestimmtes Denken über die Gegenwart und die Zukunft hervorgeht. In diesem Zusammenhang versuchten wir auch zu klären, ob sich im gegenwartsdiagnostischen und zukunftsprognostischen Alltagsdenken auch generations- oder geschlechtsspezifische Segregationslinien zeigen. Im Laufe unserer Forschungen stießen wir auf Konstellationen, in denen ein Leiden an der Gesellschaft gleichsam genuin angelegt zu sein schien. Ältere Hausfrauen beispielsweise beklagten einen zunehmenden Verfall solidarisch-gemeinschaftlicher Werte; Angestellte und Arbeiter im Industriesektor erlebten die in ihrem Arbeitsumfeld während der 1990er Jahre vollzogenen Restrukturierungen als eine Kränkung ihres Berufsstolzes oder sahen sich einem unmenschlich gewordenen Qualifikationsstress ausgesetzt. Ohne dass wir gezielt nach ihnen gesucht hätten, stießen wir im Rahmen unserer Forschungen also auf Konstellationen von sozialem Leid, die denjenigen, die Bourdieu in *La misère du monde* beschreibt, strukturell sehr ähnlich sind.

In einer etwas direkteren Anlehnung an Bourdieu befasste sich das Projekt *Das Ende der Gemütlichkeit* nunmehr gezielt mit Konstellationen eines Leidens in oder an der Gesellschaft.<sup>4</sup> Die Abschlusspublikation enthält dreißig soziologische Porträts von Personen, die in den 1990er Jahren aufgrund struktureller Umwälzungen in der Gesellschaft der Schweiz in eine Krise hineingeraten waren. Im Untertitel des Buches unterscheiden wir zwischen zwei Grundaussprägungen einer solchen Krise: Unter „strukturellem Unglück“ verstehen wir ein Leiden, dessen Genese nicht primär auf individuelle oder gar individualpathologische Faktoren zurückgeführt werden kann, sondern in einem rekonstruierbaren Zusammenhang mit aktuellen gesellschaftlichen Strukturumbrüchen steht. Unter dem Begriff des „mentalalen Leids“ fassen wir ein Leiden in oder an der Gesellschaft, das wesentlich darauf gründet, dass eingeschlifene *kollektiv geteilte* Deutungen und Repräsentationen sozialer Wirklichkeit plötzlich nicht mehr greifen; der Einzelne folglich – alltagssprachlich formuliert – die Welt nicht mehr versteht.

In der Form eines retrospektiven Werkstattberichts will ich im Folgenden darlegen, welche für ein Verstehen sozialen Leids relevanten Entschei-

4 Um möglichst die ganze Schweiz ins Blickfeld rücken zu können, kooperierten wir mit Franz Schultheiss von der Universität Genf sowie mit eher journalistisch tätigen Personen aus der Süd- sowie der Ostschweiz. Insgesamt waren 25 Personen an dem Buchprojekt beteiligt.

dungen wir im Verlaufe unserer Forschungen konkret zu fällen hatten, und welche Entscheidungen wir in den einzelnen Phasen des Forschungsprozesses konkret fällten. Meine Ausführungen stellen dabei eine direkte Auseinandersetzung mit der Forschungsmethodologie von Pierre Bourdieu dar, wie er sie im Kapitel *Comprendre* am Schluss von *La misère du monde* skizziert. Entlang der wichtigsten Etappen des Forschungsprozesses will ich die Gemeinsamkeiten und Differenzen in den Vorgehensweisen von Bourdieu und von uns herausarbeiten und dabei insbesondere einige mir als nicht ganz unproblematisch erscheinende Implikationen der Forschungsmethodologie Bourdieus – allerdings nur sehr verkürzt und thesenhaft – hervorstreichen. Meine Ausführungen beziehen sich primär auf die im Rahmen des Projekts *Das Ende der Gemütlichkeit* durchgeführten Forschungen.

*Phase 1: Festlegung des Forschungsdesigns* – Ganz zu Beginn des Forschungsprozesses war zu entscheiden, ob wir uns eher an einer fallrekonstruktiven Forschungsmethodologie ausrichten wollten, oder ob wir soziales Leid mittels einer quantifizierenden Fragebogenuntersuchung erforschen wollten. Bei der Entscheidung für eine fallrekonstruktive Vorgehensweise gingen wir von ähnlichen Überlegungen aus wie Bourdieu. Die Studie *La misère du monde* stellt ja insbesondere eine Kritik an Annäherungen an das Phänomen sozialen Leids dar, wie sie in Fragebogenuntersuchungen und – durchaus strukturähnlich – in medialen Zusammenhängen gewählt werden. Was in diesen Zusammenhängen geschieht, bezeichnet Bourdieu als ein „Aufdrängen einer Thematik“. Bourdieu kritisiert also eine Forschungsweise, der es primär darum geht, die Unterstellungen oder Vorurteile der jeweiligen Forscher oder Medienleute bestätigt zu finden und nicht etwa darum, den Befragten Gelegenheit zu bieten, das *ihnen* als relevant erscheinende *von sich aus* und in *ihren* Kategorien zum Ausdruck zu bringen.<sup>5</sup>

Zumindest in einem Punkt allerdings war unsere Entscheidung für Fallstudien anders begründet als diejenige Bourdieus: Wir verbanden mit unseren Forschungen nicht eine letztlich moralisch begründete Absicht eines „donner la parole au peuple“ oder gar den Anspruch, in gesellschaftskritischer Absicht in ein gleichsam anwaltschaftliches Verhältnis zu unseren

5 Bourdieu (1997, S. 795): „Zwischen dieser Form einer Mäeutik und dem Aufdrängen einer Problematik, wie es viele Meinungsumfragen in einer Illusion der Neutralität mit ihren unnatürlichen und gekünstelten Fragen vollziehen, liegen Welten, wobei letztere die Artefakte, die sie zu erheben glauben, eigentlich erst produzieren – gar nicht zu reden von Fernsehinterviews, in denen den Befragten Aussagen abgenötigt werden, die einzig und allein Produkt der Aussagen sind, die das Fernsehen über sie macht.“

Fällen zu treten. Anders als Bourdieu gingen wir davon aus, dass eine sich streng an methodischen Kriterien orientierende, wissenschaftliche Rekonstruktion der Genese strukturellen Unglücks und mentalen Leids genuin immer schon kritisch ist resp. dass der genuin kritische Gestus wissenschaftlicher Forschung einer verdoppelnden moralischen Begründung gar nicht erst bedarf.

*Phase 2: Herangehensweise ans Feld* – Unter anderem mussten wir entscheiden, mit wie viel theoretischem Vorwissen wir das Forschungsfeld betreten wollten. Bourdieu scheint in seiner Studie einen konsequent theoriegeleiteten Zugang gewählt zu haben. Bei der Suche nach möglichen Problemkonstellationen stützte sich sein Forscherteam auf Erkenntnisse ab, zu denen Bourdieu bereits in früheren Forschungen gelangt war: beispielsweise auf die Erkenntnis, dass das französische Bildungssystem systematisch einer Reproduktion sozialer Ungleichheit Vorschub leistet; auf die Erkenntnis, dass sich soziale Distinktionskämpfe nicht zuletzt *auch* in Kämpfen um die Besetzung des physischen Raums manifestieren; oder auf die Erkenntnis, dass für eine gelingende Integration und Vergemeinschaftung dem Staat eine konstitutive Bedeutung zufällt – dieser Staat durch die Umsetzung neoliberaler Ideologien aber zunehmend zerstört wird. Entlang dieser theoretischen Leitlinien begab sich Bourdieus Forscherteam dann auf die Suche nach Fällen.

Das Risiko einer solcherart „theoriegeleiteten“ Herangehensweise ans Feld schien uns darin zu bestehen, dass durch sie den einzelnen Fallstudien letztlich bloß noch eine illustrative und nicht mehr unbedingt eine theorieerschließende Funktion zufallen könnte. Etwas polemisch formuliert, kann man bei der Lektüre von *La misère du monde* den Eindruck gewinnen, Bourdieus Forscherteam habe, schon bevor die einzelnen Interviewer ins Feld gingen, eigentlich schon alles gewusst. Mit einer stark theoriegeleiteten Herangehensweise ans Feld sahen wir nicht zuletzt die Gefahr verbunden, zu wenig sensibel für allenfalls Überraschendes und noch nicht Gedachtes zu sein. Das bedeutet nun allerdings nicht, dass wir unsererseits vollkommen naiv das Forschungsfeld betreten hätten. Vielmehr hatten wir eine paar vage Hypothesen im Kopf, wo im Feld sich möglicherweise Konstellationen von strukturellem Unglück und mentalem Leid würden auffinden lassen. So vermuteten wir beispielsweise, dass wir auf „strukturelles Unglück“ am ehesten in gesellschaftlichen Feldern stoßen würden, in denen sich innerhalb relativ kurzer Zeit tiefgreifende Umwälzungen vollzogen hatten, oder dass

„mentales Leid“ insbesondere eine Folge der Erosion sozialmoralischer Milieus darstellen könnte.

Etlliche Fälle wählten wir aber schlicht auch deshalb aus, weil uns auf irgendwelchen Kanälen zu Ohren gekommen war, dass sich bei den entsprechenden Personengruppen Frustrationen zeigten: Bei Lehrerinnen und Lehrern in städtischen „Problemquartieren“ beispielsweise, bei Arbeitern und Angestellten in eben erst fusionierten Großbetrieben, bei ehemaligen Gewerkschaftern, die zu Wählern von Rechtsaußenparteien geworden waren, bei Bauern, die sich über die neue Agrarpolitik beklagten, usw.

Die Intention der Studie war es nun nicht, das Aufgeschnappte und Gehörte von den interviewten Personen einfach nur in ihren Worten bestätigt zu bekommen. Es ging uns vielmehr darum, am konkreten Fall exemplarisch zu rekonstruieren, worin die strukturellen sowie die habituellen Ursachen der jeweiligen Frustration oder des jeweiligen Leidens genau lagen. Unser Ziel war es also nicht, von einem alltäglichen Leiden in und an der Gesellschaft bloß Zeugnis abzulegen. Es ging uns vielmehr darum, anhand des konkreten Materials Theoriebildung zu betreiben.

*Phase 3: Auswahl der Fälle* – Nach der Bestimmung der zu untersuchen- den Felder war nunmehr unter anderem zu entscheiden, *wer* konkret *mit wem* ein Interview führen würde. Wir legten uns darauf fest, dass sich die interviewende und die interviewte Person idealerweise vollkommen fremd sein mussten. Grundlegend für diese Entscheidung war die Überlegung, dass ein methodengeleitetes Verstehen des Fremden um vieles komplikationsfreier erfolgen kann, als ein Verstehen des Eigenen und Vertrauten. Ganz entsprechend dem Muster, wie es Alfred Schütz in dem Aufsatz *Der Fremde* skizziert, befindet man sich in der Konfrontation mit fremden Lebensverhältnissen automatisch in der Situation desjenigen, der zu methodisch kontrollierten Verstehensleistungen gezwungen ist. Bei der Erforschung vertrauter Lebensverhältnisse muss demgegenüber eine Haltung der künstlichen Naivität erst mühselig aufgebaut werden und bleibt in der Folge dauerhaft prekär.

Das Forscherteam von Bourdieu wählte in *La misère du monde* nun den genau entgegengesetzten Weg. Bei der Auswahl der Fälle wurde darauf geachtet, dass zwischen der interviewenden und der interviewten Person lebensweltliche Nähen bestanden oder dass sie sich gar persönlich bekannt

waren.<sup>6</sup> Ich will kurz drei Argumente darlegen, weshalb mir diese Entscheidung als soziologisch außerordentlich problematisch erscheint:

*Erstens* ergibt sich aus der Situation der Vertrautheit zwingend ein *Problem der Fraglichkeit*. Wie soll man in authentischer Weise ein Interesse an den Ausführungen eines Gegenübers an den Tag legen, wenn man über das Meiste, was das Gegenüber einem darlegen könnte, im Grunde bereits Bescheid weiß? Will man dem Gesprächspartner eine detaillierte Schilderung seiner Situation abringen, ist man unter der Bedingung vorgängiger Vertrautheit im Extremfall dazu verurteilt, eine basale Regel alltäglicher Kommunikation systematisch zu verletzen: Die Regel nämlich, dass man nur Fragen stellt, deren Antwort man im Voraus nicht schon kennt; oder dass man nur Dinge thematisiert, die in vorgängigen Interaktionen nicht schon erschöpfend oder hinlänglich thematisiert wurden. Vertrautheit kann also den paradoxen Effekt haben, dass man bei der späteren Analyse des Falles mit einem Datenmaterial arbeiten muss, das wegen seiner Spärlichkeit wenig aufschlussreich ist oder aber mit einem Datenmaterial, in welchem in erster Linie eine systematisch gestörte Kommunikation protokolliert ist.

*Zweitens* erscheint als fraglich, ob ein tragfähiges Gesprächsbündnis zwischen der interviewten und der interviewenden Person unter der Bedingung persönlicher Vertrautheit überhaupt je zustande kommen kann: Es gibt ja bekanntlich nur zwei idealtypische Bedingungen, unter denen man gegenüber einem Anderen bedingungslos offen ist: entweder innerhalb eines professionellen Settings – also beispielsweise beim Arzt oder beim Anwalt – oder aber innerhalb einer intimen Freundschafts- oder Liebesbeziehung. Wenn es denn gelingen soll, hat sich ein Forschungsinterview wohl eher an das Modell eines professionellen Settings als an das Modell einer Freundschaftsbeziehung anzulehnen (auch wenn es sich, wie ich weiter unten er-

6 Bourdieu (1997, S. 783) begründet dies wie folgt: „Denn gesellschaftliche Nähe und Vertrautheit ermöglichen, dass zwei Bedingungen ‚gewaltfreier‘ Kommunikation erfüllt sind. Erstens: Ist der Interviewer demjenigen, den er befragt, gesellschaftlich sehr nahe, kann sich der Befragte aufgrund dessen, daß einer am Platz des anderen stehen könnte, davor sicher fühlen, daß seine subjektiven Beweggründe nicht auf objektive Ursachen und seine als freie Wahl erlebten Entscheidungen nicht auf die Folge objektiver, in der Analyse offengelegter Determinismen reduziert werden. Zweitens ist in diesem Fall außerdem sichergestellt, daß ein unmittelbares und ständig neu bestätigtes Einvernehmen hinsichtlich der Vorverständnisse zu den Inhalten und Formen der Kommunikation besteht. Dieses Einvernehmen bestätigt sich in Form eines Aussendens von für beide verständlichen Signalen, das nur schwer bewußt und absichtlich produziert werden kann, eines Aussendens all dieser nichtverbalen Zeichen, die den verbalen beigefügt sind und entweder anzeigen, wie diese oder jene Aussage interpretiert werden muß, oder wie der Gesprächspartner sie interpretiert hat.“

läutern werde, keineswegs durchgängig an einem „Therapie“- oder „Beratungs“-Modell ausrichten kann). Innerhalb des Interview-Settings muss denn auch klar kommuniziert werden, dass zum einen emotionale Entgrenzungen von Seiten der interviewenden Person nicht vorgesehen sind, und dass zum anderen nichts von dem, was intern verhandelt wird, in kompromittierender Form nach außen dringt. Dies zu kommunizieren, wird durch persönliche Vertrautheit systematisch erschwert oder gar verunmöglicht.

Und ein *dritter* paradoxer Effekt von persönlicher Vertrautheit zwischen dem Interviewer und dem Interviewten scheint mir darin zu bestehen, dass unter der Bedingung der Vertrautheit bei der späteren Analyse des Interviews eine analytische Distanz zum untersuchten Fall kaum mehr hinzukommen ist.

*Phase 4: Methodik der Interviewführung* – Es galt nunmehr, konkret zu klären, in welcher Form die Interviews zu führen sein würden. Entsprechende Instruktionen sind selbstverständlich in hohem Maße davon abhängig, zu welchem Zwecke man überhaupt die Erhebungsform nichtstandardisierter Forschungsinterviews wählt. In unseren Forschungen gingen wir davon aus, dass das Interview uns ein möglichst aufschlussreiches Datenmaterial für eine – *sich an die Erhebung anschließende* – Rekonstruktion der strukturellen und habituellen Motiviertheit des im jeweiligen Fall vorliegenden Unglücks oder Leids liefern musste. Wir unterschieden also klar zwischen einerseits *lebenspraktischen* Verstehensleistungen, die der Interviewer oder die Interviewerin während der Interviewführung zu erbringen hatte, und andererseits *wissenschaftlichen* Verstehensleistungen, die erst nach Abschluss der Transkription unter Bedingungen der Praxisentlastetheit sowie mittels Anwendung entsprechender methodischer Regeln würden erfolgen können.<sup>7</sup>

Bei der Lektüre des Kapitels „Verstehen“ am Schluss von *La misère du monde* gewinnt man den etwas verstörenden Eindruck, dass Bourdieu eine solche Unterscheidung *nicht* vornimmt. Seine Darlegungen befassen sich beinahe ausschließlich mit Fragen der korrekten oder angemessenen Inter-

7 Diese strikte Trennung von praktischem und wissenschaftlichem Verstehen stützt sich auf die im Rahmen der objektiven Hermeneutik entwickelte Professionalisierungstheorie resp. auf Oevermanns Strukturmodell von Lebenspraxis. Vgl. etwa Ulrich Oevermann: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns, in: Arno Combe, Werner Helper: Pädagogische Professionalität, Frankfurt am Main 1996 resp. Ulrich Oevermann: Eine exemplarische Fallrekonstruktion zur Struktur versozialwissenschaftlicher Identitätsformation, in: Hans-Georg Brose, Bruno Hildenbrand (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988.

viewführung. Demgegenüber lassen sie die Frage, welche methodischen Verfahrenstechniken bei der Analyse nichtstandardisierter Daten zur Anwendung zu bringen sind, weitgehend unbeantwortet. Ich möchte nun aufgrund dieses Befunds die etwas ketzerische These formulieren, dass Bourdieu, weil ihm eine ausformulierte Methodik der Textinterpretation fehlt, dazu tendiert, die Interviewsituation mit Erwartungen zu überfrachten, die diese nie und nimmer erfüllen kann. Bourdieu fordert nichts Geringeres, als dass *wissenschaftliche* Verstehensleistungen bereits während der Interviewführung zu erfolgen haben. Diese Forderung ist deshalb nicht einlösbar, weil während des Interviews sowohl der Interviewer als auch der Befragte unter einem *lebenspraktischen* Handlungsdruck stehen, der strukturell ein methodisch kontrolliertes Verstehen noch gar nicht zulässt.<sup>8</sup>

Vieles von dem, was Bourdieu zur idealen Interviewsituation schreibt, ist in einer isolierten Betrachtung zuerst einmal vollkommen einleuchtend: Um für die spätere Analyse der im Interview protokollierten Lebenspraxis ein hinreichend aufschlussreiches Datenmaterial zu haben, ist es sicherlich erforderlich, dass der Interviewer den Befragten mit Respekt behandelt; dass er, wenn immer möglich, eine den Interviewer nicht befremdende Sprache spricht, dass er in seinen Redebeiträgen gezielt diejenigen Punkte aufgreift, die sich von den Schilderungen des Befragten her aufdrängen; dass er ihm also nicht seine eigenen Kategorien und seine eigenen Deutungen aufzwingt. Während eines Forschungsinterviews soll also durchaus ein Klima herrschen, das dem Befragten die Chance bietet, sich frei zu artikulieren. Er soll Anerkennung und Respekt in dem Sinne finden, dass ihm nicht die Worte im Mund verdreht werden, er nicht pädagogisiert, verhört oder anders in die Defensive gedrängt wird.

Was Bourdieu nun aber zusätzlich zu alledem fordert, und was er als „Form einer Mäeutik“ verstanden wissen will, verletzt – wenn es denn tatsächlich eingelöst wird – basale Regeln professionalisierter sozialwissenschaftlicher Forschung. So soll der Interviewer gegenüber dem Befragten nicht etwa bloß die Haltung eines gleichsam sokratischen „Geburtshelfers“

<sup>8</sup> Vgl. hierzu Oevermann (1996, S. 79): „So wie Hegel mit dem berühmten Bild der Eule der Minerva, die ihren Flug erst in der Dämmerung beginnt, objektiv zum Ausdruck brachte, daß die wissenschaftliche Erkenntnis immer nur nachträglich rekonstruierend die Geltung dessen überprüfen kann, was die Praxis selbst in der Krisenhaftigkeit und Offenheit ihres Tagewerkes vollbracht hatte, dieses praktische Vollbringen aber selbst nicht ersetzen kann, so gilt auch an der Basis der Professionalisierungstheorie, daß die Erfahrungswissenschaft grundsätzlich die Funktionen der autonomen Lebenspraxis selbst nicht übernehmen, sondern lediglich deren Leistungen rekonstruieren kann.“

(Bourdieu) einnehmen – was an und für sich schon ein extrem hoher Anspruch wäre. Vielmehr soll er mit seinen verstehenden Interventionen während des Interviews gar so etwas wie *therapeutische* Effekte erzielen. Ich zitiere Bourdieu:

„Man kann hier also gewissermaßen von einer zugleich provozierten und unterstützten Selbstanalyse sprechen. Nicht selten hatten wir das Gefühl, daß die befragte Person die gebotene Gelegenheit ergriff, sich Fragen über sich selbst zu stellen und die Angebote und Aufforderungen, die in unseren Fragen und (stets offenen, vielfältigen und häufig auf ein schweigesames Warten reduzierten) Anregungen enthalten waren, für ein klärendes und aufdeckendes Abarbeiten, gewinnbringend und schmerzhaft zugleich, zu nutzen. Manchmal kamen dabei lange zurückgehaltene oder unterdrückte Erfahrungen und Gedanken mit einer unglaublichen Ausdruckskraft zur Sprache.“ (1997, S. 792)

Natürlich ist es immer schön, wenn man bei der Analyse eines Falles auf ein Interviewmaterial zurückgreifen kann, das reich an Passagen mit einer „unglaublichen Ausdruckskraft“ ist. Auch ich gerate bei der Lektüre von Interviewtranskripten nicht selten in eine schwärmerische Stimmungslage hinein, die Bourdieu – durchaus angemessen – als „eine Art intellektueller Liebe“ bezeichnet:

„Auch auf die Gefahr hin, sowohl strenge Methodologen als auch eingefleischte Hermeneuten zu schockieren, möchte ich frei heraus sagen, daß das Interview als eine Art geistige Übung angesehen werden kann, die darauf abzielt, über die Selbstvergessenheit zu einer wahren Konversion des Blicks zu gelangen, den wir unter den gewöhnlichen Umständen des täglichen Lebens auf die anderen richten. Diese Offenheit, die bewirkt, daß man die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht, diese Fähigkeit, ihn zu nehmen und zu verstehen, wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit, ist eine Art intellektueller Liebe: ein Blick, der diese Bedingtheit anerkennt, ähnlich wie die Liebe zu Gott bzw. zur natürlichen Ordnung, die für Spinoza die höchste Form der Erkenntnis darstellte.“ (1997, S. 788 f.)

Eine Praxis der Interviewführung jedoch, die sich konsequent an dem von Bourdieu als mäeutisch bezeichneten Verstehensideal ausrichtet, ist deshalb Regel verletzend, weil sie vom Interviewer zwei Dinge fordert, bei denen es sich faktisch um falsche Versprechungen gegenüber dem Interviewten handelt: *Erstens* soll sich der Interviewer verhalten, als ob er dem Befragten so etwas wie eine professionelle Therapie oder Hilfe anbieten könnte. In einer professionalisierungstheoretischen Betrachtung ist er hierzu – als ein auf sein Metier beschränkter Sozialforscher – weder befähigt noch befugt. Und *zweitens* soll er zum Befragten durch mehrmaliges Zusammentreffen eine glaubwürdige Vertrauensbeziehung aufbauen und die sich hierbei ergebenden emotionalen Entgrenzungen durchaus auch zulassen. Diese beiden Forderungen sind nicht nur hochgradig widersprüchlich – ein therapeutisches Verhältnis schließt emotionale Entgrenzungen von Seiten des Therapeuten ja gerade aus. Ihre konsequente Umsetzung hat zwangsläufig auch zur Folge,

dass *zum einen* sich der Interviewte früher oder später als im lebenspraktischen Sinne „verraten“ vorkommen wird – dann nämlich, wenn der Interviewer plötzlich nichts mehr von ihm wissen will – und dass *zum anderen* bei der späteren Analyse des Interviewmaterials durch den Interviewer dieser eine methodische Distanz zu seinem Fall nur noch sehr schwer wird herstellen können – dies deshalb, weil er durch Distanz am Interviewten im Deutungshorizont der Praxis, auf die er sich eingelassen hat, „Verrat“ begehen würde.

*Phase 5: Analyse der Interviews* – An welchen Verfahrensweisen sich die methodische Analyse nunmehr ausrichten hätte, expliziert Bourdieu – konsequenterweise – nur bruchstückhaft. In den verstreuten Hinweisen scheinen mir insbesondere die folgenden zwei Punkte problematisch zu sein:

*Erstens* bleibt unklar, wie sich Bourdieu das Verhältnis zwischen den subjektiven Äußerungen der Befragten und den latenten Motivierungen ihres Unbehagens oder Leidens vorstellt. So bleibt denn auch ungeklärt, ob die Analyse der Interviews auf die Rekonstruktion des vom Befragten subjektiv Gemeinten abzielen soll, oder ob es bei der Analyse um die Rekonstruktion von Motivierungszusammenhängen gehen soll, welche allenfalls gar nicht ins Bewusstsein des Befragten vorgedrungen sind und im Interview dann auch stärker auf einer latenten als auf einer manifesten Sinnenebene protokolliert sind. Bourdieus ganze Unsicherheit in der Frage, was denn genau der Gegenstand der Analysearbeit sein soll, scheint mir in den folgenden, ziemlich diffus gehaltenen Formulierungen geradezu überdeutlich zum Ausdruck zu kommen.

„Die realen Ursachen ihres Mißbehagens und ihrer Unzufriedenheit, die so auf Umwegen zum Ausdruck kommen, können nur dann bewußt und damit auch explizit gemacht werden, wenn daran gearbeitet wird, die vergrabenen Dinge *in jenen* [Hervorhebung P.S.] ans Tageslicht zu bringen, die diese Dinge erleben, aber nichts darüber wissen, andererseits jedoch mehr darüber wissen, als irgend jemand sonst.“ (1997, S. 796)

Und *zweitens* scheint Bourdieus Analysearbeit offenbar nicht auf eine systematische Vermeidung, sondern im Gegenteil auf eine systematische Generierung eines hermeneutischen Zirkels abzu zielen. So hält er beispielsweise explizit fest, „daß Forschung die Realitäten, die sie auf Tonband aufzeichnet, nur dann an die Oberfläche bringen kann, wenn sie sich auf eine Vorabkenntnis der Realitäten stützt“ (1997, S. 793). Dass ein derartiges Credo letztlich weniger auf ein verstehendes Erschließen als vielmehr auf eine Subsumption der Ausführungen der Befragten unter im Voraus fixierte Theorien hinausläuft, zeigt sich exemplarisch an Bourdieus Deutung der Fremden-

feindlichkeit ‚kleiner‘ Geschäftsleute und Landwirte, „die überhaupt keine direkte Erfahrung mit Einwanderern haben“:

„Die scheinbare Undurchsichtigkeit und Absurdität, die diese Ausländerfeindlichkeit der verstehenden Interpretation entgegensetzt, läßt sich nur durchdringen, wenn man sieht, daß sie in Form einer Art *Verlagerung* eine Lösung für die eigenen Widersprüchlichkeiten dieser Art Kapitalisten mit Proletariereinkommen und für ihr Erleben des Staates bietet, den sie für eine inakzeptable Umverteilung verantwortlich machen.“ (1997, S. 796)

Man muss sich angesichts derart fixer Erklärungen, die eher aus bereits bekannten Theorien, als aus dem Material selbst hergeleitet zu sein scheinen, fragen, weshalb Bourdieu denn überhaupt noch Forschung betreibt, wenn er über die Realitäten, die er erforscht, bereits im Voraus Bescheid weiß. Interpretative Sozialforschung ergibt m.E. nur dann einen Sinn, wenn sie sich konsequent auf Verfahren der Textinterpretation stützt, durch die zirkuläre resp. subsumptionslogische Erklärungen systematisch ausgeschlossen werden. Im Rahmen der objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse geschieht dies bekanntlich dadurch, dass bei der Entwicklung von Lesarten auf den Einsatz von fallspezifischem Kontextwissen konsequent verzichtet wird. Dies ist denn auch der Grund, weshalb wir uns in unseren Forschungen bei der Analyse der Interviews auf die Verfahrensregeln der objektiven Hermeneutik abstützten.

*Phase 6: Darstellung der Analyseergebnisse* – Diese Orientierung an der objektiven Hermeneutik bei der Durchführung der *Analysearbeit* schloss es unserer Ansicht nach nicht aus, bei der *Darstellung* der Analyseergebnisse nunmehr wiederum eine eher narrative oder deskriptive Form zu wählen. Denn eine vollständige und lückenlose Explikation jedes einzelnen Deutungsschritts verleiht einem Text zwangsläufig eine gewisse Sperrigkeit. Im Rahmen des Projekts *Das Ende der Gemütlichkeit* war es unser Ziel, ein Buch für ein nicht ausschließlich akademisches Publikum zu schreiben. Wir entschieden uns deshalb für die Darstellungsform *verdichtender* soziologischer Porträts – in welche wir unsere Deutungen des Falles stärker implizit als explizit einfließen ließen. An die einzelnen Fallporträts hängten wir kurze und eher nüchtern gehaltene „Feldbeschreibungen“ an, in denen wir knapp einige Informationen zu dem Phänomen, vor dessen Hintergrund das strukturelle Unglück oder das mentale Leid des Falles zu verstehen ist, zusammentrugen: Also beispielsweise Informationen zu den Restrukturierungen in der Pharmabranche, wenn wir einen Chemielaboranten porträtierten; zum Strukturwandel der Gewerkschaften, wenn der Fall eines ehemaligen Ge-



werkschafters untersucht wurde; zu den Veränderungen in der Schweizer Agrarpolitik, wenn es um Personen aus der Landwirtschaft ging usw.

In *La misère du monde* werden demgegenüber in leicht überarbeiteter Form längere Auszüge aus den Interviews wiedergegeben, die dann jeweils mit erläuternden Zusatzinformationen zum Fall sowie mit theoretischen Ausführungen zur allgemeinen Problemlage, in der sich der Fall befindet, umrahmt werden. Die theoretischen Überlegungen und Interviewauszüge stehen in dieser Darstellungsform wohl deshalb etwas unvermittelt nebeneinander, weil den Interviews im Forschungsprojekt von Bourdieu stärker eine illustrative Funktion zufiel als die Funktion, als Datenmaterial für die Rekonstruktion der strukturellen und habituellen Motiviertheit sozialen Leids zu fungieren.

*Phase 7: Theoretische Verdichtungen* – Zum Schluss will ich nun noch einen der allgemeinsten Befunde unserer Forschungen darlegen. Er soll dokumentieren, dass trotz des oben formulierten Unbehagens in Fragen der Forschungsmethodologie die beiden erwähnten Studien stark vom Geiste Bourdieus durchweht sind.

In den Fallanalysen zeigte sich unter anderem, dass es nicht unmittelbar veränderte Strukturbedingungen sind, die „strukturelles Unglück“ hervorbringen, sondern dass strukturelles Unglück in hohem Maße *habituell vermittelt* ist, also aus der Interaktion zwischen „Habitus“ und „Strukturen“ hervorgeht.

Wir standen beispielsweise vor der Frage, weshalb von zwei Bauern, die wir untersuchten, *der eine* mit einer existenziellen Verunsicherung und Verzweiflung auf die Strukturumbrüche im Agrarsektor reagierte – diese Strukturumbrüche als einen *Verlust von Autonomie* erlebte und wenige Monate, nachdem er uns ein Interview gegeben hatte, Selbstmord beging, während *der andere*, der in genau gleicher Weise von den Strukturumbrüchen betroffen war, diese gerade umgekehrt als eine *Erweiterung seiner Chancen zu einem autonomen und selbstbestimmten Handeln* erlebte. Bei der Rekonstruktion der in den beiden Fällen vorliegenden Habitusformation zeigte sich, dass wir es *beim ersten Fall* – um Frankfurterisch zu reden – mit einer „*autoritären*“ Charakterstruktur zu tun hatten, die sich innerhalb eines noch weitgehend patriarchal strukturierten bäuerlichen Milieus herausgebildet hatte. *Beim zweiten Fall* hingegen lag eine „*unternehmerische*“ Habitusformation vor, die sich auf die Herkunft aus einem weitgehend modernisierten und entpatriarchalisierten bäuerlichen Milieu zurückführen ließ.

Auf analoge Kontraste stiessen wir auch in anderen Tätigkeitsfeldern: beispielsweise bei zwei jungen Bankern, die bei der gleichen Bank im hochgradig dynamischen Feld des Aktienhandels tätig sind. Der *erste* der beiden Fälle sieht sich vollkommen als Herr seiner Lage – empfindet die größte Lust, ständig mit neuen Problemstellungen konfrontiert zu sein und dauerhaft unter einem immensen Leistungsdruck zu stehen. Der *zweite* Fall hingegen sieht sich permanent einem brutalen Qualifikationsstress ausgesetzt und lebt in der ständigen Angst, von Entwicklungen und Prozessen überrollt zu werden, auf deren Verlauf er keinen Einfluss nehmen kann. Bei diesem Kontrastpaar zeigte sich, dass der „habituelle Optimismus“ des *ersten* Falles seinen genetischen Ursprung in einem liberal-bildungsbürgerlichen Herkunftsmilieu hat, während der „habituelle Pessimismus“ des *zweiten* Falles sich in einer Familie herausgebildet hatte, in der ein Geist autoritärer Kleinmütigkeit und Verschwiegenheit herrschte und die dem aufgestiegenen Kleinbürgertum zuzuordnen ist.

Aufgrund derartiger Befunde erlaube ich mir zum Schluss das folgende Fazit: Bourdieus sozialtheoretisches Erbe ist zweifellos ein großes. Insbesondere das Habituskonzept – sofern es denn über das von Bourdieu selbst Geleistete hinaus sozialisationstheoretisch hinreichend fundiert wird<sup>9</sup> – ist für ein Verstehen *auch* sozialen Leids unabdingbar. Von eher marginaler Bedeutung scheint mir hingegen Bourdieus Beitrag zu einer konstitutions-theoretisch durchdachten und konsequent ausformulierten Forschungsmethodologie einer fallrekonstruktiv verfahrenen, „verstehenden“ Soziologie zu sein.

Peter Schallberger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Bern.

<sup>9</sup> Zu verweisen ist (einmal mehr) auf die entsprechenden Forschungsbeiträge der objektiven Hermeneutik, in denen explizit mit dem Konzept der „Habitusformation“ gearbeitet wird.